Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1929)
Heft: 5

Artikel: Einige Worte als Vorrede zu St.-J. Perse "Anabasis"
Autor: Hofmannsthal, Hugo von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759790

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Einige Worte als Vorrede zu St.-J. Perse «Anabasis»

von Hugo von Hofmannsthal

Wir sehen die französischen Dichter seit etwa vierzig Jahren in einem Kampf begriffen: wir müssen diesen Kampf und sein Ziel zu verstehen trachten – und wer sollte ihn verstehen, wenn nicht wir? – aber es tut kein gut, hier von Schulen zu reden, von Tendenzen, von ästhetischen Moden und Ähnlichem, womit die literarhistorische Kritik die Tatbestände zu verdunkeln pflegt. Es geht um die französische Sprache in ihrer geheimsten Funktion, und dieser Kampf ist alt. Der Volksgeist dieser aus drei Volkselementen so glücklich gemischten Nation ist lebhaft, aber nüchtern. Der Verstand regiert. Um die Mitte des XVII. Jahrhunderts wird diese Vorherrschaft des Verstandes gleichsam zum nationalen Grundgesetz erhoben. Malherbe siegt über Régnier, der verstandesmäßige Ton siegt über die emotionelle Schwingung. Das Gesetzmäßige wird für alle Zeit befestigt, das Unbewußte, das uns zu oft überflutet, wird herabgedrückt. Die programmatische Eindeutigkeit des Ausgesagten wird als Forderung statuiert, selbst der gleichnisweise Ausdruck, die Metapher, sehr strengen Einschränkungen unterworfen. Die Durchführung dieser Gesetze wird einer inappellablen Instanz unterstellt: dem guten Geschmack, einer Art von intellektualisiertem Gewissen.

Das geheimere Leben der Sprache aber, von dem eine zarte innerste Vitalität der Nation abhängt, setzt sich zur Wehr. Jener alte Kampf, den im XVI. Jahrhundert die Pleiade geführt hatte – Kampf um eine freie Syntax, um kühnere, vieldeutigere Metaphern, um eine Annäherung an die Musik der eigenen Epoche –, wir sehen ihn zu Ende des XIX. Jahrhunderts sich erneuern. Mallarmé ist der große Führer und Doktrinär dieser Bewegung (aber seine Doktrin gleicht seiner Poesie, sie vollzieht sich in Andeutung, und in ihr herrscht das Eliminieren der Präzision, des pragmatischen Zusammenhangs, und nur um so größer und nachhaltiger ist ihre Wirkung). Aber vor Mallarmé gehen Baudelaire und Rimbaud, und der majestätische Fluß, die geheime Polyphonie des einen, sowie das wilde Durchbrechen der Ordnungen bei dem andern, bei beiden ist es ein Sich-annähern an den Bereich der

Musik, das sie als Brüder zu Mallarmé stellt. Denn dieser war ja schon fast ebensosehr Musiker als Dichter: kompositorisch ist zwischen ihm und Debussy kaum ein Unterschied zu erkennen. Aber auch die Rhythmen Paul Claudels gehören hierher; jenes hymnische Element, das auch in einer Replik seiner Dramen oft in einer Zeile den Duft ganzer Welten heranführt. Und Valéry erscheint nur dem oberflächlichen Blick unter andern Gesetzen stehend; und dies nur darum, weil seine Klarheit so groß ist, weil die Kurve seiner Sprache sich gewissermaßen mathematisch ausdrücken ließe: aber im Licht sind die gleichen Geheimnisse und Reichtümer wie im Dämmer.

Ihnen allen geht es darum – und welch eine Reihe der edelsten Namen haben wir aufgestellt – die lyrische Inspiration aus dem Innern der Sprache selbst zu erneuern. Das kreative Individuum, von allzu gebahnten Ausdruckswegen umschlossen wie in Mauern, wirft sich in die Sprache selbst und sucht in ihr die Trunkenheit der Eingebung sich zu verschaffen und neue Zugänge ins Leben sich zu erschließen, gemäß jenen Ahnungen der Sinne, wenn sie sich von der Herrschaft des wachen Verstandes losreißen. Dies ist, dies war immer die lateinische Annäherung an das Unbewußte: sie geschieht nicht im halbträumerischen Sich-verschwelgen des germanischen Geistes, wovon die englische wie die deutsche Poesie die gewaltigen Beispiele darbieten – sondern durch ein heftiges Sich-hinüberwerfen, einen Taumel: durch ein Durcheinanderschütteln der Objekte, ein Brechen der Ordnungen.

Es sind Saturnalien des Geistes. Neue Reflexe tauchen auf von fast brechenden Augen, es ist eine Verjüngung ohnegleichen, ein eigentliches Mysterium. Hier führt auch ein Weg von dem Bateau ivre des Rimbaud zu den frühesten Versen Stefan Georges: beiden ist das gemein, was der Römer mit dem Wort *incantatio* umschrieb: die dunkle und gewaltsame Selbstbezauberung durch die Magie der Worte und der Rhythmen.

Den tiefsten Tendenzen dieser Dichter schließt sich ein zeitgenössischer Lyriker an, dessen dichterisches Hauptwerk wir vorlegen. Diese *Anabasis* hat einen heroischen Hintergrund, und wo er sich uns aufhellt, tritt uns etwas von der strengen Zartheit Poussins entgegen. Der Vorgang selbst ist entkleidet des Historischen, des Sozialen, des Gedankenhaften. Jenes Präzise, das wir fast für synonym mit dem Französischen hielten, ist eliminiert. Minder aber als etwa bei Mallarmé ist mit der Musik rivalisiert: an Stelle jener spiegelnden, sinnlich vieldeutigen Wortmaterie, vermöge derer die Erscheinungen der Dinge wie

in Musik eingefangen scheinen, berührt uns eine große Sprödigkeit und Härte. Die auf Reinheit und Strenge, auf die Herrschaft und die Selbstbeberrschung deutenden Worte: gerechte Wage, reines Salz, die reine Idee, das Reinigende, Heiligende des Salzes, les délices du sel – klingen immer wieder an. Die gewollten Härten der Übergänge, die rastlos abbrechenden Wendungen, das Launische in dem heraufbeschworenen Orient, all dies bildet eine Lektüre, die sich ebenso entzieht wie sie sich gibt. Aber die Ahnung entschleiert ein Werk voll Schönheit und Kraft – und in einer undefinierbaren Weise ein Werk aus dem Geist der Gegenwart – jener gespannten und heroischen Gegenwart Frankreichs, das neue Heilige hervorbringt und vor seinen südlichen Toren ein neues Kolonialreich gründet.

Ich spreche von dem Original des Herrn St.-J. Perse, nicht von der Übersetzung; ein Werk dieser Art ist schlechthin unübersetzbar. Auch Baudelaire ist nie übersetzt worden, trotz sich immer wiederholender Versuche. Die Übersetzung kann in solchen Fällen keine andere Rolle spielen als die eines sehr genauen, gewissenhaften Referates. Immerhin bleibt eine gewisse Faszination in der Ordnung des Inhaltes über: sonst wäre es nicht erklärlich, daß uns die Übersetzungen chinesischer Gedichte fesseln und entzücken können, Übersetzungen ins Englische oder ins Deutsche, die nicht einmal nach dem Original, sondern nach lateinischen Transkriptionen hergestellt sind.[1])

[1]) Die deutsche Ausgabe der *Anabasis* erscheint im Insel-Verlag, Leipzig.